

Alkoholabstinenz und Konformitätsmotiv:

Zur Relevanz ethologischer und soziobiologischer Erkenntnisse für die Prävention von Rückfällen bei alkoholauffälligen Kraftfahrern

Egon Stephan, Universität zu Köln

1 Einführung in den Problembereich

Bei dem Großteil der Verkehrsteilnehmer, denen die Fahrerlaubnis wegen Alkohol am Steuer entzogen wird, liegt ein chronisch problematisches Trinkverhalten vor. Für eine positive Verkehrsverhaltensprognose ist in entsprechenden Fällen, häufig auch ohne dass Alkoholabhängigkeit diagnostiziert wurde (also bei bloßem Missbrauch), für die Zukunft konsequenter Alkoholverzicht erforderlich.

Der Nutzen des konsequenten Alkoholverzichts für das Wohlbefinden und die gesamte Lebensführung (auch unabhängig von der Fahrerlaubnis) kann den Betroffenen in der Regel mit "Vernunftargumenten" anhand seiner Selbstbeobachtungen plausibel nahegebracht werden. Dies ist vor allem deshalb möglich, weil wegen der Toleranzentwicklung die positiven Effekte des Alkohols als Genussmittel bei diesen Fällen ohnehin längst in den Hintergrund getreten sind. Allerdings misslingt dennoch häufig das dauerhafte Beibehalten des Alkoholverzichts. Dies wird in der Regel damit erklärt, dass in einer den Alkoholkonsum forcierenden sozialen Umgebung die Betroffenen dem "Gruppendruck" zum Alkoholkonsum nicht widerstehen können.

In diesem Beitrag soll vor allem die These dargelegt und begründet werden, dass für die Wiederaufnahme des Alkoholkonsums in der Regel weniger der "Gruppendruck" oder die Gier nach Alkohol ausschlaggebend ist, sondern vielmehr der Wunsch des Betroffenen, sich konform zu verhalten, d. h. dem Wunsch der informellen gesellschaftlichen Norm zu entsprechen, die besagt, dass Alkoholkonsum in unserer Gesellschaft zur angemessenen Lebensführung "dazugehört" bzw. das "normale" Verhalten darstellt.

Sollte die vermutete große Bedeutung des von uns postulierten primären Konformitätsmotivs tatsächlich gegeben sein, so würde hieraus folgen, dass die soziale Integration in eine Gruppe alkoholabstinent lebender Personen (Selbsthilfegruppe) auch für solche Personen eine zentrale Bedeutung hat, die nicht alkoholkrank sind, sich aber zu einer abstinenten Lebensführung entschlossen haben. Der hohe Stellenwert der Selbsthilfegruppen, nicht nur für alkoholranke, sondern gerade auch für abstinente Personen, die nicht alkoholabhängig sind, lässt sich aus der soziobiologisch begründeten Annahme ableiten, dass das Konformitätsmotiv vor allem dadurch befriedigt wird, dass das Individuum – auch ohne Gruppendruck (!) – das Bedürfnis hat sich in Übereinstimmung mit den Normen der von ihm gewählten Referenzgruppe (also im Idealfall der Selbsthilfegruppe) zu verhalten; unabhängig davon, was die informellen Normen der Gesellschaft, also der überwältigenden Bevölkerungsmehrheit, fordern. Evolutionspsychologisch argumentiert würden also die Normen der Selbsthilfegruppe aus der Sicht des Einzelnen – aus innerem Antrieb - so willig befolgt wie in der Vergangenheit vom Einzelnen die Normen der Sippe befolgt wurden, da das willige Einhalten von Sippennormen in der Entstehungsgeschichte der Menschheit den Überlebens- und Fortpflanzungserfolg von Individuum und Sippen-Genpool

garantierten.

2 Gruppennormen und Konformität entsprechend der üblichen psychologischen Sicht

Soziale Normen sind zugleich Verhaltensforderungen und Verhaltenserwartungen an die Mitglieder der Gruppe in der sie gelten. Dies bedeutet, dass Gruppenmitglieder sich in der Regel darauf verlassen können, dass die anderen Gruppenmitglieder ebenso wie sie selbst Gruppennormen einhalten und dass Normbrecher durch die Gruppe sanktioniert werden. Obgleich Normen große Verhaltenseinschränkungen und die Gefahr von Sanktionen mit sich bringen, sind die Vorteile von Normen für den einzelnen und für die Gruppe selbst von überragender Bedeutung. Gemeinsame Normen verhindern interne Konflikte und tragen damit zur Schonung der Gruppen-Ressourcen bei. Brandt & Köhler (1972) führen hierzu aus: „Gruppenzusammenhalt und Verhaltensuniformität sind nützlich, wenn nicht gar notwendig zur Verwirklichung der Gruppenziele. Sollen Probleme gelöst und Ziele erreicht werden, so ist innerhalb einer Gruppe Kooperation erforderlich; dies ist nur mit Hilfe von Normen möglich“ (S. 1738)

Auch Festinger betont die zentrale Bedeutung von Normen für die Gruppe und bringt sie auf die folgende kurze Formel: „Soziale Normen sind die Instrumente des Erfolges und Überlebens einer Gruppe.“ (Festinger (1950) zitiert nach Brandt & Köhler (1972), S. 1738)

In der Literatur finden sich viele Belege dafür, dass Gruppenmitglieder sich aus freien Stücken Gruppennormen unterordnen, ja geradezu nach Normen suchen, denen sie folgen können, wie Brandt & Köhler (1972) unter Bezugnahme auf Newcomb berichten: "Gruppenentscheidungsexperimente zeigen, daß Individuen in einer nicht durch eindeutige Standards gekennzeichneten Umwelt die Information seitens anderer Personen benötigen und benutzen, um Verhaltens- bzw. Entscheidungssicherheit zu gewinnen, ein Angleichungsprozeß, der von Newcomb et al. (1965) konsensuelle Validierung genannt wird, und der zu Verhaltens- und Einstellungsuniformität der Mitglieder von Interaktionssystemen führt.“ (S. 1739f.)

Es liegt auf der Hand, dass „Verhaltens- und Einstellungsuniformität“ sich mit Verhaltens- und Einstellungskonformität gleichsetzen lassen, wichtig für den hier vorgelegten Beitrag ist, dass hier von Uniformität/Konformität in Einstellung und Verhalten auch ohne (unterstellten/vermuteten) Gruppendruck die Rede ist! Sind einmal Grupperegeln etabliert, so wollen die Gruppenmitglieder auch daran festhalten: "Merei (1941) ließ Kinder zwischen 4 und 11 Jahren nach bestimmten Regeln spielen; jede Gruppe hatte ihre eigenen Spielregeln. Zu einem späteren Zeitpunkt wurde ein ‚Führer‘ (vermutlich ein etwas älteres Kind) in jede der Gruppen eingesetzt, der die Spielregeln ändern sollte. Das gelang den Führern in den seltensten Fällen. Die auf den Normen (= Spielregeln) beruhende Gruppenolidarität ließ die Gruppe gegen fremde Einflüsse immun werden." (Brandt & Köhler (1972), S. 1738)

Vor dem Hintergrund solcher Untersuchungsergebnisse gibt es in der wissenschaftlichen Literatur keinen Dissens über die zentrale Bedeutung von normkonformem Verhalten für Gruppe und Gruppenmitglieder. Zitiert sei hier anstelle vieler anderer Herkner (2001): „Verhalten sich Gruppenmitglieder entsprechend der Gruppennormen so kann von konformem Verhalten gesprochen werden. Ein gewisses Maß an Konformität ist für das Funktionieren zielgerichteter Gruppenaktivitäten und für das Weiterbestehen der Gruppe notwendig.“ (S.453).

Andererseits wird der Begriff Konformität sehr häufig – inhaltlich sehr verkürzt - nur auf dasjenige normkonforme Verhalten bezogen, das vor allem durch äußeren Druck erzwungen ist. Dies betonen z. B. Brandt u. Köhler (1972) unter Bezugnahme auf Kiesler u. Kiesler (1969) sowie Willis (1965): „In diesem Sinn lässt sich Konformität definieren als ‚Veränderung eines Verhaltens oder einer Überzeugung in Richtung der Gruppenmeinung, und zwar als Ergebnis realen oder vorgestellten Gruppendruckes‘, bzw. als ‚Verhalten, das die Erfüllung normativer Gruppenerwartungen, so wie sie vom Individuum wahrgenommen werden, intendiert.“ (S. 1741). Brandt u. Köhler (1972) fassen dies wie folgt zusammen: "Nach diesen Definitionen verlangt Konformität also 1) die Wahrnehmung einer Gruppennorm, 2) die Absicht, dieser Norm zu entsprechen und 3) Maßnahmen der Gruppe, diese Absicht bzw. das aus ihr resultierende Verhalten eines Individuums kontrollierend zu beeinflussen (Gruppendruck)." (S. 1741)

Möglicherweise hängt es mit der Einengung des Begriffes Konformität auf normkonformes Verhalten, das durch Druck erzeugt wurde, zusammen, dass dieser Begriff eher negativ besetzt ist. Auf diese „negative Wertigkeit“ weisen Immelmann, Scherer, Vogel und Schmoock (1988) (u. a. mit Hinweis auf die bekannten Konformitätsexperimente von Asch) hin und betonen die positiven Effekte, die sich aus konformem Verhalten für Gruppen ergeben:

„Konformität besitzt in unserem Sprachgebrauch eine eher negative Wertigkeit, und auch die Untersuchung von ASCH befasst sich mit eher negativen Auswirkungen dieser Verhaltenstendenz. Daher erscheint es angebracht, auch auf ihre positiven Konsequenzen hinzuweisen.

- Einerseits ist in diesem Zusammenhang die unsicherheitsreduzierende Funktion von Konformität (oder allgemeiner von Nachahmung) für das Individuum zu erwähnen.
- Andererseits ist, von der Gruppe aus gesehen, ein bestimmtes Maß an Übereinstimmung im Verhalten und in den Ansichten der Gruppenmitglieder zur Sicherung der Gruppenexistenz, zur Verminderung des Konfliktpotenzials innerhalb der Gruppe und für ein Funktionieren zielgerichteter Gruppenaktivitäten erforderlich.
- Darüber hinaus tragen derartige Gemeinsamkeiten auch zur Identifizierbarkeit (Erkennung und Zuordnung) der Gruppenmitglieder und zu ihrer Unterscheidung von Nichtmitgliedern bei und dienen so der Abgrenzung der Gruppe gegenüber der sozialen Umwelt.“ (S. 475)

Wie sehr konformes Verhalten, also ein an den vermuteten Erwartungen der sozialen Umwelt orientiertes Verhalten, vom Menschen auf Grund einer intrinsischen Motivation - also auch ohne drohenden Gruppendruck - angestrebt wird, lässt sich auch dem folgenden Zitat entnehmen:

„Untersuchungen an Mensch und Tier haben gezeigt, dass bereits die bloße Anwesenheit anderer Artgenossen Einfluß auf das Verhalten eines Individuums ausüben kann. Ein geläufiges Beispiel aus dem Humanbereich ist die Tendenz von Menschen, sich bei Anwesenheit anderer in einem positiven Licht darzustellen, also verstärkt solches Verhalten zu zeigen, das sozial erwünscht ist und von anderen erwartet, gebilligt bzw. positiv bewertet wird.“ (Immelmann et al., S. 458)

Menschen scheinen generell eine starke Tendenz aufzuweisen, sich auch dann an den Normen der eigenen Bezugsgruppe zu orientieren, wenn von außen Druck auf sie ausgeübt wird: „Will man z. B. den Widerstand, den ein Individuum gegen eine Änderung zeigt, verringern, muß der Wert der Gruppennorm herabgesetzt werden; einen Wechsel gegen den Gruppendruck zu

bewirken, ist fast unmöglich. [...] Bei starker Gruppenkohäsion wirkt sich die Gruppenentscheidung auch auf abwesende Mitglieder aus." (Brandt & Köhler (1972), S. 1733)

Offensichtlich wirkt der Gruppeneinfluss sich nicht nur auf das äußere Verhalten aus, sondern auch auf Einstellungen und Meinungen der Gruppenmitglieder. Dies ergibt sich auch aus der folgenden Feststellung von Brandt & Köhler (1972): „Der Versuch, eine Einstellungsänderung über die Ausnutzung von Gruppenprozessen zu bewirken, ist bekanntlich erfolgreicher als derjenige, ein Individuum isoliert von der Gruppe für eine Neuerung zu gewinnen. Dies gilt analog für die Problematik der Normveränderung." (S. 1733) Hinweise darauf, dass die Tendenz von Menschen sich konform zu verhalten ein Zeichen von psychischer Gesundheit und nicht von Schwäche ist, lassen sich im übrigen in der folgenden empirischen Beobachtung - gleichfalls bei Brandt & Köhler (1972) - finden: „Untersuchungen mit schwer gestörten Neurotikern und einer Vergleichsgruppe anderer klinischer Patienten zeigen dagegen wieder eine umso deutlichere Abnahme konformen Verhaltens, je stärker die neurotische Störung ist (Levine et al. 1954). Cervins Untersuchungen (1955; 1956) bieten dafür eine Erklärung an:

„Stark neurotische Patienten halten, besonders bei Missbilligung, starrer an ihrer einmal gefassten Meinung fest; dies wird bei sehr ängstlichen Personen besonders deutlich.“ (S. 1761)

Dies kann mit aller Vorsicht auch als Hinweis darauf gewertet werden, dass konformes Verhalten nicht von ängstlichen Menschen aus Angst vor dem drohenden Gruppendruck gezeigt wird, sondern von psychisch stabilen Menschen aus dem intrinsischen Motiv heraus mit ihrer sozialen Umwelt im Einklang zu sein bzw. zu kommen.

3 Zusammenfassung zu Norm und Konformität

Angesichts der alltäglichen Erfahrung und der vielfältigen wissenschaftlichen Belege kann also die Nützlichkeit von Normen und normkonformem Verhalten der Gruppenmitglieder für den Erfolg von Gruppen keinem vernünftigen Zweifel unterliegen. Die Einhaltung entsprechender Gruppennormen wird in der Regel als konformes Verhalten bezeichnet. Bemerkenswert erscheint, dass nach vorherrschender Meinung in der Literatur regelmäßig unterstellt wird, dass Gruppenmitglieder sich jeweils nur unter dem Druck der Gruppe konform verhalten, dass die Befolgung der Gruppennormen also vor allem wegen der Furcht vor drohenden Sanktionen erfolge. Eben diese Prämisse erscheint unter Berücksichtigung empirischer Befunde hinsichtlich der Normtreue und aufgrund der im Folgenden vorzutragenden ethologischen und soziobiologischen Argumente sehr fragwürdig.

Naheliegender erscheint vielmehr, dass Menschen nicht nur eine stark ausgeprägte genetisch verankerte Disposition haben, soziale Normen zu erwerben und zu befolgen - dies ist ohnehin unstrittig -, sondern dass sie - auch ohne Gruppendruck - ein ausgeprägtes intrinsisches Motiv haben, in der Interaktion mit anderen Mitgliedern ihrer Bezugsgruppe Normen der anderen/der Gruppe zu erkennen und sie aus freien Stücken zu befolgen und - soweit solche Normen nicht erkennbar bzw. noch nicht vorhanden sind - möglichst rasch gemeinsame Normen zu entwickeln.

Im Mittelpunkt der hier vorgetragenen Argumentation steht also das Postulat, dass Menschen ein genetisch verankertes Motiv haben, sich nach Gruppennormen zu richten, auch wenn von der jeweiligen Gruppe kein Gruppendruck zur Einhaltung der entsprechenden Normen ausgeht.

Die Begründung soll im Folgenden aus ethologischen und soziobiologischen Argumenten abgeleitet werden, wobei allerdings auch in der Psychologie eine Reihe von theoretischen Ansätzen und empirischen Beobachtungen zu finden sind, die geeignet erscheinen, die hier vorgetragene Argumentation zu unterstützen. Zunächst soll aber die Brücke zu ethologischen und soziobiologischen Positionen geschlagen werden.

4 Exkurs zu ethologischen und soziobiologischen Positionen

4.1 Auslesebedingungen für das Individuum und die Sippe in der menschlichen Entwicklungsgeschichte

Entwicklungsgeschichtlich betrachtet lebt der Mensch erst eine sehr kurze Zeit unter den Bedingungen von Hochkulturen: „Über die längste Zeit der Geschichte lebten unsere Vorfahren als altsteinzeitliche Wildbeuter mit einer sehr einfachen Technologie in Kleinverbänden, in denen jeder jeden kannte. An diese Lebensweise sind wir biologisch gut angepasst.“ (Eibl-Eibesfeldt (2001), S.21) Es liegt auf der Hand, dass in der modernen Welt in vielerlei Hinsicht völlig andere Rahmenbedingungen gelten, so können Anpassungsleistungen, die in der Vergangenheit erfolgreich und wichtig waren, in der modernen Gesellschaft eine negative Bedeutung erlangen. Dies gilt umso mehr, wenn diese Kräfte uns nicht bewusst sind und dadurch mehr oder weniger unkontrolliert ihre Wirkung entfalten können. Dies könnte gerade für das intrinsisch motivierte Streben nach Konformität gelten, da für den Menschen der Urzeit von zentraler Bedeutung für das eigene Überleben war, sich in seine Sippe/Horde einzuordnen und keinen Gruppenausschluss zu riskieren. Dies macht es wahrscheinlich, dass dieses intrinsische Konformitätsmotiv gerade wegen seiner Bedeutung für das individuelle Überleben auch beim modernen Menschen noch eine große Stärke aufweisen dürfte.

Eibl-Eibesfeldt (2001) betont die existenzielle Bedeutung der Integration in eine unterstützende Gruppe:“(…) ohne Einbindung in eine Gemeinschaft ging eine Person in früheren Zeiten zugrunde; Verstoßung aus einer Gemeinschaft kam einem Todesurteil gleich.“ (S 30.). Noch Zimmer (1979) beschreibt den Prozess der Evolution, innerhalb dessen die Auslese von besonders überlebensfähigen Individuen und - aus soziobiologischer Sicht - Sippen mit besonders geeignetem Genpools erfolgt, wie folgt:

„Der Prozeß der Evolution beruht bekanntermaßen auf zwei Vorgängen: einem schöpferischen, in dem durch zufällige Mutationen von Genen und ihren teilweise zufälligen Rekombinationen bei der geschlechtlichen Fortpflanzung neue Lebensformen hervorgebracht werden; und einem Vorgang der Elimination, in dem alle jene Mutanten wieder verschwinden, die unter bestimmten Umweltbedingungen nicht mindestens ebenso lebens- und fortpflanzungstüchtig sind wie die unveränderten Attribute. Dies ist die Auslese, die natürliche Selektion. Die Mutation bringt wahllos Neues hervor, die Selektion drängt es in die Richtung des Möglichen. Alles zusammen, also der Mechanismus aus Mutation, Rekombination und Selektion sowie dazu die Isolation einzelner Populationen, die damit ihren eigenen Evolutionsweg nehmen können, erklärt, wie es zu der Vielfalt der Lebensformen gekommen ist. Es gibt keine andere Erklärung; es gibt vor allem keine Vererbung erworbener Eigenschaften.“ (S. 132)

4.2 Erkenntnisse der Ethologie aus der Beobachtung des Verhaltens von Kindern

Gerade bei Kindern zeigt sich eine besonders starke Normorientierung (Grammer 1988): „Kinder haben bereits sehr früh eine ganze Reihe von Regeln zur Verfügung, die den Einsatz von Verhalten allgemein betreffen. Der gemeinsame Nenner dieser Regeln ist aber, daß es anscheinend nur solche gibt, die „einsichtig“ und selbst erlebbar sind. Die Regeln als solche werden zwar erworben, die Grundlagen aber sind offenbar festgelegte physiologische Korrelate, auf deren Wirkung die immer gleiche Entwicklung von Regeln beruht.“ (S. 155)

Die von Grammer (1988) angesprochenen physiologischen Korrelate könnten durchaus in Zusammenhang mit einer genetischen Verankerung zu sehen sein. Derselbe Autor macht weitere Ausführungen zum normorientierten Verhalten von Kindern, die unseres Erachtens für genetisch verankerte Dispositionen sprechen: „Sie können ihren Handlungen noch keine moralischen Prinzipien zugrunde legen. Interessant ist aber trotzdem, daß Kinder Handlungsregeln bereits ausüben können und diese erproben - ohne die spätere moralische Grundlage dazu zu besitzen. Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang, daß eine hohe kognitive Leistungsfähigkeit notwendig ist, um moralische Bewertung auf andere Handlungen möglich zu machen.“ (S. 161f.)

Die Orientierung an Regeln und Normen scheint auch dazu zu dienen, die Umwelt zu gliedern, um so Erfahrungen wie auch eigenes Handeln einzuordnen und planbar zu machen:

„In all den Versuchen legt das Kind vor allem Wert darauf, Vorhersagbarkeit zu schaffen, indem es seine Umwelt durch Exploration strukturiert. Wenn die so geschaffene Vorhersagbarkeit nicht ausreicht, werden Regeln entwickelt. Regeln und ganze Regelsysteme kommen vor allem auf den Gebieten vor, in denen eine Absicherung notwendig ist, weil sie Überleben direkt betreffen können. Der Zugang zu den Ressourcen, und damit zu Besitz, ist eine davon, altruistisches Handeln in Gruppen eine andere, ebenso wie die Kontrolle der Aggression. Man kann spekulieren, dass eben kritische Bereiche eine besondere Absicherung in der Evolution erfahren haben und dass auf dem Gebiet der moralischen Bewertung und der Bereiche, die bewertet werden, Voranpassungen vorliegen.“ (Grammer (1988), S. 193f.)

Im Kindesalter steht also nicht der moralische Wert, sondern der – manchmal sogar unmittelbar erfahrbare – Vorteil für den Einzelnen wie für die Gruppe im Mittelpunkt:

„Diese Regeln haben zum Zeitpunkt ihrer Entwicklung nichts mit moralischer Bewertung zu tun - diese wird erst viel später hinzugefügt. Im Kindergartenalter geben Regeln ihren Erfindern zunächst Vorteile. Wir haben auch gesehen, dass die meisten Verhaltensweisen dadurch, daß sie an Beziehungen gekoppelt sind, direkte Vorteile in der Manipulation von Beziehungen haben können. Welche Vorteile haben dann aber Beziehungen?“ (Grammer (1988), S. 194)

Dazu führt Grammer (1988) weiter aus:

„Freunde sind also in erster Linie Ziele des „altruistischen“ Verhaltens. Freundschaftsbeziehungen sind die Rahmenbedingungen, welche die für Reziprozität notwendigen Voraussetzungen schaffen. Häufige Interaktion gewährleistet somit, daß die Kosten für Handlungen erschwinglich bleiben. Um Freunde zu bekommen, tun die Kinder alles: sie geben begehrte Objekte ab, wenn sie ein anderes Kind umwerben, und sie nehmen den Angriff eines Dritten in Kauf, wenn sie einem Freund beistehen. Der Nutzen eines Freundes muß also hoch liegen, denn es werden ungewöhnliche Kosten auf der Verhaltensebene in Kauf

genommen.“ (S. 195)

4.3 Allgemeine ethologische und soziobiologische Positionen

Zunächst ist zu bedenken, dass es gar nicht so einfach ist, einen Zusammenhang zwischen genetisch verankertem Verhalten und Reproduktionserfolg empirisch zu belegen. Grammer (1988) bemerkt hierzu:

„Der kausale Zusammenhang zwischen Fortpflanzungserfolg und Verhalten war zwar theoretisch, aber empirisch nur sehr mühsam herzustellen.“ (S. 189)

Dieses Problem kann auch die Soziobiologie nicht besser lösen als andere theoretische Ansätze; daher muss sich die Argumentation zu wesentlichen Teilen auf die Interpretation von beobachteten Sachverhalten stützen. Hierbei liegt es auf der Hand, dass dasselbe Verhalten bei unterschiedlicher theoretischer Ausgangsposition in einer sehr unterschiedlichen Weise „gedeutet“ werden kann. In dieser Situation bemisst sich der Wert einer theoretischen Position an der Schlüssigkeit ihrer Argumentation und dem Erklärungswert der Theorie für die beobachtbaren empirischen Daten. Der Erklärungswert der Soziobiologie ist unseres Erachtens erheblich.

Die soziobiologische Betrachtung ermöglicht es zu verstehen, wie sich die bei Kindern beobachteten Lerndispositionen für Gruppennormen durch Auslese genetisch etabliert haben könnten. Die Soziobiologie bietet also u. E. Ansätze für die - vermutlich gegebene - genetische Verankerung des Konformitätsmotivs von Erwachsenen. Wesentlich ist hierbei, dass die Soziobiologie nicht den Fortpflanzungserfolg des Einzelnen, sondern den Reproduktionserfolg des Gens bzw. die Sippen-Selektion in den Fokus der Analyse rückt.

„Können Verwandte aufgrund von erhaltenen Hilfeleistungen ihren Fortpflanzungserfolg erhöhen, dann erhöhen sie damit die indirekte Komponente der Gesamteignung des Helfenden. Ist der so von ihm erzielte indirekte Nutzen höher als die – in Verlust an direkter Reproduktionskapazität zu messenden – Kosten der Hilfe, dann ist er ausreichend „belohnt“, und eine spätere Revanche ist keine Voraussetzung für die genetische Fixierung eines solchen Altruismus.“ (Immelmann et al. (1988), S. 476) Für die soziobiologische Betrachtung ist die Sippenselektion von besonderer Bedeutung: „Die natürliche Auslese begünstigt Gene, die zu altruistischem Verhalten gegenüber solchen Individuen führen, welche mit den Altruisten genetisch verwandt sind. Maynard Smith (1964) prägte hierfür den Begriff kin selection (Sippenselektion), um diesen Selektionstyp von dem gängigen Begriff der Gruppenselektion abzugrenzen. Einige Autoren (z. B. Wilson 1975) haben irrtümlicherweise Sippenselektion als einen Sonderfall der Gruppenselektion definiert. Sippenselektion ist vielmehr eine besondere Konsequenz der Genselektion.“ (McFarland (1989), S. 118)

Voland (1993) beschreibt die Grundpositionen der Soziobiologie so:

„Angehörige einer Population pflanzen sich mit unterschiedlicher Nachkommenzahl fort. Dies hat evolutionsbiologisch weitreichende Konsequenzen, denn es gehört zu den Eigenschaften der biologischen Evolution, dass sich die genetischen Programme der Organismen in dem gleichen Maße in einer Population ausbreiten, wie sie zur erfolgreichen Fortpflanzung ihrer vergänglichen

„Überlebensmaschine' beitragen.“ (S. 1)

Das heißt, in einem begrenzten Lebensraum kann sich nur eine Gruppe von begrenzter Anzahl ansiedeln. Ob dieser Begrenzung ist es nötig, dass der Anteil der Individuen mit möglichst optimaler genetischer Ausstattung ansteigen muss: „Das führt zur Konkurrenz unter den Mitgliedern einer Population um den Zugang und die Nutzung der jeweils begrenzenden ‚Lebensmittel‘. Einige Individuen vermögen aufgrund ihrer Merkmale und Eigenschaften die Ressourcen besser zu erschließen und sie effektiver in Reproduktion umzusetzen als andere. So nimmt der relative Anteil des Erbmaterials dieser überdurchschnittlich erfolgreichen Individuen im Genpool der Population zu, während hingegen die Gesamtkopfzahl aller Populationsmitglieder wegen der wachstumsbegrenzenden Faktoren stabil bleibt. Besteht der unterschiedliche Reproduktionserfolg der Individuen zumindest zu einem Teil auf genetischen Unterschieden, kommt es so zu Verschiebungen von Genfrequenzen, und evolutiver Wandel findet statt.[...] Damit ist im Kern die Funktionslogik des Darwinischen Prinzips beschrieben und auf drei charakteristische Systemeigenschaften der Lebenswelt zurückgeführt, nämlich

- die Begrenzung von Fortpflanzungsmöglichkeiten wegen Ressourcenknappheit,
- die Verschiedenartigkeit von Individuen und
- genetischer Vererbung.“(S. 2)

Voland (1993) führt weiter aus: „Verwandtenselektion und Gesamtfitneß: Der entscheidende Impuls für die Formulierung der Soziobiologie entstammte der Einsicht, dass – obwohl die natürliche Selektion an der Variabilität der Merkmalsträger („Phänotypen“) ansetzt – die Ebene biologischer Anpassungsvorgänge die der Gene ist und nicht etwa die der Individuen oder gar der Populationen oder Arten. [...] Beim Studium der Evolution und gerade auch beim Studium biologischer Verhaltensanpassungen ist deshalb deutlich zu unterscheiden zwischen den Replikatoren (den ‚Genen‘), in denen die stammesgeschichtlich erworbene Information gespeichert ist, und deren potentielle Unsterblichkeit die Kontinuität des Lebens begründet, einerseits und den vergänglichen Individuen, die als kurzlebige Vehikel den evolutiv einzigen Zweck verfolgen, ein optimales Medium für Genreplikation zu liefern (...). Damit stellt sich die Evolution als ein genzentriertes Prinzip dar, ein Umstand, der zu der populären, aber leider missverständlichen Floskel vom ‚egoistischen Gen‘ geführt hat.“ (S. 3)

Dawkins (1994) kommentiert die Rolle der Gene in der folgenden Weise: „Die Gene sind Meisterprogrammierer, und sie programmieren um ihr Leben. Sie werden danach beurteilt, wie erfolgreich die Programme alle Gefahren, die das Leben ihren Überlebensmaschinen entgegensetzt, gewachsen sind; und das Urteil fällt der unbarmherzige Richter des Überlebensgerichts. Wir werden später noch darauf zu sprechen kommen, auf welche Weise das Überleben der Gene durch scheinbar altruistisches Verhalten gefördert werden kann.“ (S. 115)

Voland (1993) beschreibt die Verwandtenselektion bzw. Sippenselektion so: „Verwandtenselektion basiert auf gemeinsamer genetischer Abstammung. Bei diploiden Organismen besteht eine Wahrscheinlichkeit von 50 %, dass irgendein bestimmtes Allel der Zellkern-DNA im Zuge der Reduktionsteilung (Meiose) in eine bestimmte Keimzelle gelangt.“ (S. 4)

Das altruistische Verhalten eines Individuums hat also seinen Ursprung in der Tatsache, dass

hierdurch der Genpool der Sippe möglichst vollständig erhalten werden kann.

Voland nimmt dazu aus soziobiologischer Sicht in der folgende Weise Stellung:

„Dieses Ergebnis steht in Einklang mit der soziobiologischen Grundformel des Sozialverhaltens, der Hamilton-Ungleichung [...]. Ein Organismus verhält sich um so wahrscheinlicher altruistisch, je enger der Nutznießer mit ihm verwandt ist. Damit steigt die Wahrscheinlichkeit, auf indirektem Weg via Verwandtenselektion abstammungsidentische Allelkopien in die nächste Generation einzubringen.“ (S. 83) Derselbe Autor erläutert die soziobiologischen Positionen weiter: „Erst wenn aus dem Verhalten eines der Beteiligten eine Verringerung von dessen direkter Fitneß hervorgeht, die der direkten Fitneß seines Verwandten und damit wiederum seiner eigenen indirekten Fitneß zugute kommt, handelt es sich im soziobiologischen Sinn um nepotistischen Altruismus.“(S. 84)

Der weitere Zusammenhang mit der Sippenauslese ergibt sich aus dem folgenden Zitat von Dawkins (1994): „Bei einer Art, deren Angehörige relativ seßhaft sind oder sich in kleinen Gruppen bewegen, dürfte die Wahrscheinlichkeit groß sein, daß jedes Individuum, dem man zufällig über den Weg läuft, ein ziemlich naher Verwandter ist. In diesem Fall könnte die Regel ‚Sei nett zu jedem Artgenossen, den du triffst‘ einen positiven Überlebenswert besitzen in dem Sinne, daß ein Gen, welches seine Träger zur Befolgung der Regel anhält, im Genpool zahlreicher werden könnte. Dies ist vielleicht der Grund dafür, daß so häufig von altruistischem Verhalten in Affenhorden oder Walschulen berichtet wird.“ (S. 172) Grammer (1988) weist darauf hin, dass im Hinblick auf Verhalten, das besonders überlebenswichtig ist, zwischen Individuen besonders wenig variiert wird: „Wenn hochorganisierte Verhaltenssequenzen vorkommen, so sind diese meist arttypisch und variieren wenig zwischen den einzelnen Individuen. Ein solcher Befund weist darauf hin, daß hier ein hoher Selektionsdruck vorgelegen hat (Dawkins 1976). Je mehr direkte Konsequenzen ein Verhalten für das Überleben hat, um so eingeschränkter ist die Varianz für ein Verhalten.“ (S. 176) Aus dem vorgenannten Argument lässt sich u. E. der Umkehrschluss ziehen, dass ein Motiv und die daraus resultierenden Verhaltensweisen, wenn sie von existenzieller Bedeutung für das Überleben des Individuums und das Überleben seiner Sippe sind, eine besonders geringe interindividuelle Varianz aufweisen dürften. Exakt diese Voraussetzungen dürften für das postulierte Konformitätsmotiv und das daraus resultierende Streben nach konformen Verhalten auch noch beim modernen Menschen gelten.

In diesem Zusammenhang ist noch auf den zentralen Begriff der evolutionär stabilen Strategie einzugehen (Dawkins 1994): „Der Grundbegriff, den Maynard Smith eingeführt hat, ist die evolutionär stabile Strategie - ein Gedanke, den er bis zu W. D. Hamilton und R. H. MacArthur zurückverfolgt. Eine ‚Strategie‘ ist eine vorprogrammierte Verhaltenstaktik. Ein Beispiel einer Strategie ist: ‚Greif den Gegner an; wenn er flieht, verfolge ihn; wenn er zurückschlägt, lauf weg.‘ Es ist wichtig, sich klarzumachen, daß wir die Strategie nicht als etwas betrachten, das von dem Individuum bewußt ausgearbeitet wird.“(S. 126)

Dawkins (1994) erläutert den Begriff der evolutionär stabilen Strategie weiter wie folgt: „Eine evolutionär stabile Strategie oder ESS ist definiert als eine Strategie, die - wenn die Mehrzahl der Angehörigen einer Population sie sich zu eigen macht - von keiner alternativen Strategie übertroffen werden kann. Dies ist ein komplizierter und wichtiger Gedanke. Anders ausgedrückt besagt er, daß die beste Strategie für ein Individuum davon abhängt, was die Mehrheit der

Bevölkerung tut. Da der Rest der Bevölkerung aus Individuen besteht, von denen jedes seinen eigenen Erfolg zu maximieren sucht, wird nur eine solche Strategie fortbestehen, die, sobald sie sich einmal herausgebildet hat, von keinem abweichenden Individuum übertroffen werden kann. Nach einer größeren Umweltveränderung kann es in der Population eine kurze Periode der evolutionären Instabilität, vielleicht sogar des evolutionären Hin- und Herpendelns geben. Ist aber einmal ein ESS erreicht, so wird sie bleiben: Die Selektion wird jedes Abweichen von ihr bestrafen.“(S. 126)

Dawkins (1994) hebt hervor, dass eine solche ESS keineswegs eine bewusste Strategie sein muss: „Zum Glück ist es jedoch, wie Haldane sehr wohl wusste, nicht nötig anzunehmen, daß Überlebensmaschinen diese Dinge bewußt im Kopf durchrechnen. So wie wir uns vielleicht eines Rechenschiebers bedienen, ohne uns dessen bewußt zu sein, daß wir tatsächlich Logarithmen benutzen, kann ein Tier vorprogrammiert sein, sich so zu benehmen, als ob es eine komplizierte Rechnung angestellt hätte.“(S. 166)

Da das freiwillige Befolgen von Regeln durch die Gruppenmitglieder für den Überlebenskampf des Rudels ein Erfolgsprinzip ist, erstaunt nicht, dass sich Rudelbildung und entsprechendes Konformitätsverhalten nicht nur bei den Vorfahren der heute lebenden Menschen, sondern auch bei ganz unterschiedlichen Tierarten findet: „Verschiedene Räuber bilden Jagdverbände. Stachelmakrelen (*Caranx*) kreisen Fischschwärme ein [...], Wölfe hetzen das Wild im Rudel, wobei einzelne das Opfer überholen und ihm den Weg abzuschneiden trachten, während es die anderen hetzen.“(Eibl-Eibesfeldt (1980), S. 461f.)

4.4 Zusammenfassung

Die heute lebenden Menschen sind Ergebnisse eines Ausleseprozesses, der vor vielen tausend Generationen ablief: „Das ‚Was-ist‘ in der menschlichen Natur ist in hohem Maß das Erbe des Jäger-Sammler-Lebens im Pleistozän.“ (Zimmer (1979), S. 132)

Es ist dabei davon auszugehen, dass ein Individuum; das aufgrund seines genetisch verankerten Konformitätsmotivs zum Überlebenserfolg seiner Sippe beiträgt, hierdurch auch zum Fortpflanzungserfolg des Genpools beiträgt, in dem eben dieses Konformitätsmotiv verankert ist.

Dies gilt selbstverständlich nur dann, wenn der Überlebenserfolg des Individuums und seiner Sippe - beispielsweise in den frühen Jäger- und Sammlerkulturen - durch ein intrinsisches Konformitätsmotiv des Einzelnen beziehungsweise eines großen Teils der Gruppenmitglieder im Überlebenskampf und damit im Replikationserfolg wesentlich gefördert worden sein dürfte.

Die Antwort auf diese (rhetorische) Frage liegt auf der Hand: Eine Gruppe, deren Einzelmitglieder von sich aus, auch ohne Gruppendruck (!), eine hohe Bereitschaft haben, sich nach Gruppennormen zu richten, haben eine besonders hohe Erfolgswahrscheinlichkeit bei der Jagd und bei kämpferischen Auseinandersetzungen. Dies gilt umso mehr, als freiwillig gezeigte Konformität das Aufwenden von Gruppenenergie für das Erzwingen von Normtreue bei normabweichenden Mitgliedern überflüssig macht, so dass entsprechend mehr Energie für Jagd und Schutz der Gruppe bleibt.

Eine genetisch verankerte Strategie, die lautet: „Halte dich an die Regeln deiner Sippe (inklusive der Respektierung der Gruppenhierarchie), wann immer du Gelegenheit dazu hast“ dürfte eine

evolutionär stabile Strategie sein. Sippen, bei denen sich die Mehrheit der Gruppenmitglieder entsprechend dieser Strategie verhalten, dürften dazu in der Lage sein, besonders erfolgreich die Jagd für die Sippe und die Verteidigung der Sippe gegen andere Sippen und Verbände zu organisieren. Individuen und Sippen, in deren Genpool ein entsprechendes Verhalten nicht verankert ist, wären demgegenüber im Nachteil und dürften im Ausleseprozess in wenigen Generationen unterliegen.

Hält man diese Prämissen für realistisch, ergibt sich hieraus die Schlussfolgerung, dass sich in der Millionen Jahre dauernden menschlichen Entwicklung diejenigen Jäger und Sammlerhorden (Sippen) durchgesetzt haben dürften, in deren Genpool ein starkes intrinsisches Konformitätsmotiv, d. h. eine hohe Bereitschaft gemeinsame Regeln auch ohne Gruppendruck einzuhalten, verankert war.

Vor diesem Hintergrund ist dem folgenden Zitat von Dawkins (1994) eine erhebliche Evidenz nicht abzuspüren: „Wir Menschen sind mit Regeln vertraut, und sie haben so viel Macht über uns, daß wir - wenn wir engstirnig sind - einer Regel als solcher gehorchen, selbst wenn wir sehr wohl erkennen können, daß dies weder für uns noch für irgendwen sonst gut ist.“(S. 171)

Diese Beschreibung menschlichen Verhaltens von Dawkins lässt sich am ehesten vor dem Hintergrund einer genetischen Verankerung entsprechender Regelbefolgung verstehen.

Eibl-Eibesfeldt (2001) weist in diesem Zusammenhang auch darauf hin, dass bereits bei Kindern eine erstaunliche Regeltreue und sogar eine „Appetenz“ nach Regeln zu beobachten sei: „Interessant ist nun, dass Kinder im Spiel häufig ganz neue Regeln erfinden, wobei sie mit guten Freunden das Übereinkommen treffen, sich an diese Regeln zu halten. Sie experimentieren dabei spielerisch und belegen in ihrem Verhalten eine erstaunliche Regeltreue, die noch näher zu untersuchen wäre. Es liegt offenbar so etwas wie eine Appetenz nach Regeln vor, man sucht nach Regeln und man erfindet sie. (S.32) Eibl-Eibesfeldt (2001) postuliert darüber hinaus „expressis verbis“, dass es inhaltlich festgelegtes (!) angeborenes regelkonformes Verhalten gebe:

„Darüber hinaus handeln wir jedoch auch nach uns angeborenen Normen. Sie sind in neuronalen Netzwerken festgeschrieben, als Erwartungen gewissermaßen, gegen die einkommende Meldungen verglichen werden. Über solche uns angeborene, neuronale Referenzmuster können beim Eintreffen bestimmter Signale Verhaltensweisen ausgelöst werden wie etwa solche des Beistands oder der Abwehr, und es kann das Verhalten von Mitmenschen ebenso wie das eigene Verhalten in Selbstkontrolle als richtig oder falsch bis verwerflich bewertet werden.“ (S.21f.)

Neben diesen inhaltlichen, genetisch festgelegten Normen geht Eibl-Eibesfeldt (2001) auch ohne Einschränkungen von einem genetisch festgelegten generellen Wunsch nach Konformität aus:

„Der Wunsch nach Konformität, nach Angleichung an die Gruppennorm und damit nach Identifizierung, gehört zu den uns angeborenen Verhaltensdispositionen, die es uns ermöglichen, auch in Großgesellschaften zu leben.“ (S.32)

Allerdings weist Eibl-Eibesfeldt (1988) auch darauf hin, dass Anpassungen, die für den Menschen, der als Jäger und Sammler lebte, sehr erfolgreich waren, in der zivilisierten Massengesellschaft zu Problemen führen können:

„Der Mensch der technisch zivilisierten Massengesellschaft sieht sich mit Anpassungsschwierigkeiten konfrontiert, die sich aus der Tatsache ergeben, dass er Anpassungen in jener langen Zeit entwickelte, in der er als Jäger und Sammler in kleinen, abgegrenzten Verbänden lebte. (S.10)

Diese Problemlage dürfte u. E. gerade bei den Personen gegeben sein, die sich aus guten persönlichen Gründen zur Alkoholabstinenz entschlossen haben, aber damit in einen Spannungszustand durch ihr genetisch verankertes Konformitätsmotiv kommen, da sie sich durch ihren Alkoholverzicht zu ihrer sozialen Umwelt (in der Regel Alkoholkonsumenten) nonkonform verhalten. Eine Lösung für diese Personen kann nach unserer Beurteilung in der Integration in eine Gruppe alkoholabstinent lebender Personen bestehen. In einer solchen Gruppe kann das Konformitätsmotiv befriedigt werden, wenn die Selbsthilfegruppe zur Bezugsgruppe und damit zum Ersatz für die steinzeitliche Sippe geworden ist.

5 Hinweise auf die genetische Verankerung von Teilen des Sozialverhaltens aus der Sicht der Psychologie

Die oben genannten Erkenntnisse und Schlussfolgerungen von Ethologie und Soziobiologie sind bisher in der Psychologie, insbesondere der Sozialpsychologie, wenig zur Kenntnis genommen worden. In den wissenschaftlichen Anfängen der Psychologie finden sich allerdings durchaus „biologische“ Positionen. Diese finden sich bereits in dem Übersichtsartikel von Brandt und Köhler aus dem Jahr 1972, die sich hierbei zum Teil auf wesentlich ältere Veröffentlichungen stützen: „Sozial beeinflusstes Verhalten galt in der frühen Sozialpsychologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Ausdruck eines Instinktes, andere Menschen zu imitieren oder mit ihnen konform zu gehen (Münsterberg 1914; Allport 1924; vgl. auch Simmel et al. 1968).“ (S. 1710)

Die frühen „biologischen“ Auffassungen wurden allerdings von der rasch erstarkenden Lernpsychologie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weitgehend in den Hintergrund gedrängt. Biologische Auffassungen wurden demgegenüber kaum noch ernsthaft diskutiert. Heckhausen (1989) führt hierzu aus: „In seinem Buch von 1937 hatte Allport die Konsistenz von Eigenschaften, aber auch kühn deren Verankerung in einem biologischen Substrat beschworen. Er definierte eine Persönlichkeitseigenschaft als eine ‚neuropsychische Einheit‘. Nur Murray ist ihm darin noch gefolgt. Danach hat man bis heute Eigenschaften als Resultate eines langjährigen Lernens angesehen. Nur Temperamentsdispositionen hat man stets für angeboren gehalten. Mit den großen Fortschritten, die Biochemie und Hirnphysiologie in letzter Zeit gemacht haben, scheint Allports eher belächelte Auffassung der neuropsychischen Einheit überraschende Belege zu erhalten.“(S. 57)

Auch im Hinblick auf soziale Motivationen weist der führende psychologische Motivationsforscher Heckhausen (1989) auf physiologische und damit auch genetisch (mit-)bestimmte Aspekte hin:

„Zunächst ist ein physiologischer Aspekt bemerkenswert. Für eine Reihe sozialer Motivationen hat man inzwischen spezifische Hormone oder Neurotransmitter gefunden, die bei Anregung des betreffenden Motivs ausgeschüttet werden und Verhalten wie Erleben beeinflussen. Eine solche Rolle spielen im Machthandeln Noradrenalin und Adrenalin und in Affiliationshandeln Dopamin.“ (S. 231f.) Im selben Zusammenhang referiert Heckhausen auch ausführlich über die

Entwicklungen und Grundpositionen der Soziobiologie. Hierauf soll, um Wiederholungen zu vermeiden, nicht weiter eingegangen werden. Es mag aber bereits deutlich geworden sein, dass die Erkenntnisse von Ethologie, Soziobiologie und Verhaltensbiologie für die Psychologie, insbesondere auch die Sozialpsychologie und die Klinische Psychologie von großer Bedeutung sind.

6 Einige ergänzende Hinweise für die genetische Verankerung des postulierten Konformitätsmotivs und für die große Bedeutung von Kleingruppen für den Menschen

Hinweise dafür, dass Menschen konformes Verhalten nicht zeigen, weil sie sich aufgrund bewusster Überlegungen an die soziale Umwelt anpassen wollen, berichtet Peuckert (1975). Er beschreibt ein Experiment, bei dem Menschen über die Wirkmechanismen des Gruppendrucks aufgeklärt wurden, um sie so gegen Gruppendruck zu immunisieren. Die Ergebnisse sprechen allerdings dafür, dass diese Sachinformationen bei den Versuchspersonen wenig bewirkten:

„Die Ergebnisse eines Experiments von Breger und Ruiz (1963) stimmen jedoch skeptisch. Versuchsteilnehmer, denen die Techniken zur Erzeugung von Gruppendruck und die Ergebnisse von Konformitätsexperimenten mitgeteilt worden waren, verhielten sich genauso konform wie die übrigen Teilnehmer. Es scheint sich somit (zumindest teilweise) um Prozesse zu handeln, die aufgrund langjähriger - vor allem frühkindlicher - Erfahrungen so fest im Individuum verwurzelt sind, daß ‚rationale‘ Appelle nichts fruchten.“ (S. 126).

Wir halten es für wahrscheinlicher, dass nicht frühkindliche Erfahrungen, sondern die genetische Verankerung des Konformitätsmotivs eine nachhaltige Wirkung der Information verhindert. Auch die erstaunliche Bedeutung, die die Normen einer Kleingruppe für deren Mitglieder im Vergleich zu den Normen der Gesamtgesellschaft haben, könnte unseres Erachtens darauf zurückzuführen sein, dass unsere Normorientierung immer noch an den sozialen Bedingungen der menschlichen Urzeit, also der Orientierung an den Normen der unmittelbaren Bezugsgruppe (der Sippe) ausgerichtet ist. Hierfür sprechen auch folgende empirische Befunde: „Eine Norm verliert an Wirksamkeit, wenn eine kleine Gruppe innerhalb einer größeren Gemeinschaft eine Gegennorm aufstellt und versucht, deren Gültigkeit mit allen Mitteln durchzusetzen, oder, wenn zu selten oder zu sanfte Sanktionen angewandt werden. Wirken beide Momente zusammen, d. h. stellt eine Subgruppe eine Gegennorm auf, bestraft davon abweichendes Verhalten, ohne selbst für die Verletzung der allgemein gültigen Normen bestraft zu werden (z. B. Ursprung des Nationalsozialismus), so ist die Wahrscheinlichkeit einer Änderung sehr groß.“ (Brandt & Köhler (1972), S. 1733)

7 Zusammenfassung

Betrachtet man die vorgetragene Argumente so spricht vieles dafür, dass Menschen sich in erster Linie aufgrund eines genetisch verankerten Motivs konform verhalten und nur in zweiter Linie, weil sie sich dem jeweiligen Gruppendruck beugen. Es erscheint also sinnvoll, ein primäres Motiv zu postulieren, das durch das Einhalten der Normen der sozialen Umwelt/Kleingruppe/Bezugsgruppe befriedigt wird. In der Konsequenz bedeutet dies, dass Menschen, wenn sie mit anderen Menschen interagieren, Normen, die das eigene und das fremde Verhalten regeln, suchen und diese aus freien Stücken einhalten bzw., soweit solche Regeln noch nicht vorhanden sind, bemüht sind, gemeinsame Normen zu entwickeln.

Falls dieses Postulat zutreffend sein sollte, hätte es sehr weitreichende Konsequenzen für die Stabilisierung von alkoholabstinentem Verhalten, denn zweifellos beinhaltet in unserer Gesellschaft konformes Verhalten den Konsum von Alkohol, da der Konsum von Alkohol der in unserer Gesellschaft in nahezu allen Populationen existierenden informellen Norm entspricht.

Dies bedeutet aber, dass der Mensch, der in unserer Gesellschaft auf den Alkoholkonsum verzichtet, in diesem Bereich ständig gegen sein genetisch verankertes Motiv, sich normkonform mit seiner sozialen Umwelt zu verhalten, verstoßen muss. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass der häufigste Grund bei zunächst erfolgreich behandelten Alkoholkranken rückfällig zu werden weder in dem unbezähmbaren Wunsch (craving) nach Alkohol noch in einer krisenhaften Lebenssituation besteht, sondern in dem Versuch „kontrolliert zu trinken“.

Dies bedeutet aber nichts anderes, als dass die Alkoholkranken den Versuch machen, sich normkonform zu verhalten. Vor diesem Hintergrund erscheint es schlüssig, dass für eine Stabilisierung abstinenten Verhaltens die soziale Integration in eine Gruppe alkoholabstinent lebender Personen von zentraler Bedeutung ist. Dies erklärt neben anderen Faktoren auch die große Erfolgsrate der Anonymen Alkoholiker (AA) Gruppen bei der Stabilisierung abstinenten Verhaltens.

Da sich das genetisch verankerte Konformitätsmotiv auf die Konformität mit den Normen der Sippe bezog, kommt es entscheidend auf die Normen der sozialen Bezugsgruppe an und nicht darauf, ob die überwiegende Zahl der Mitglieder der Gesamtgesellschaft anderen Normen folgt. Die Abstinenznorm der Bezugsgruppe kann also ein notwendiges und ausreichendes Gegengewicht zur Trinknorm der Gesellschaft sein.

Aus vorgenanntem Grund erscheint die Mitgliedschaft in einer Selbsthilfegruppe für all diejenigen Personen unserer Gesellschaft notwendig, die abstinent sind und abstinent bleiben wollen. Dies gilt auch und gerade für seelisch gesunde, sozial unauffällige Personen, die „nur“ Alkoholmissbrauch ohne Alkoholabhängigkeit betrieben haben.

Abschließend ist auf folgenden Sachverhalt hinzuweisen:

Auch wenn Menschen ein ausgeprägtes, genetisch verankertes, intrinsisches Motiv haben, sich sozial konform zu verhalten, bleibt unbenommen, dass es außer diesem Motiv auch andere, gegenläufige Motive gibt, wie beispielsweise den Wunsch sich von den andern abzuheben und die eigene Individualität und Einmaligkeit zu betonen.

Der Beitrag versucht in diesem Zusammenhang im Ergebnis folgende Thesen zu belegen:

1. Es gehört zur psychischen Normalität bzw. zur seelischen Gesundheit, dass Menschen ein starkes - primäres - Konformitätsmotiv (aus evolutionspsychologischen Gründen) haben.
2. Dies bedeutet für alkoholabstinent lebende Menschen, die in einer den Alkoholkonsum forcierenden Gesellschaft leben, dass sie durch ihre Abstinenz dieses (postulierte) angeborene Konformitätsbedürfnis permanent verletzen und sich deshalb unterschwellig in einem gewissen Spannungszustand fühlen. Hieraus resultiert ein nur zum Teil bewusster Druck, sich wieder konform zu verhalten, d. h. wieder Alkohol zu trinken.

3. Die hohe Rückfallgefährdung alkoholabstinent lebender Personen ist größtenteils durch das generell vorhandene Motiv nach konformem Verhalten (konform sein heißt in unserer Gesellschaft, Alkohol zu konsumieren) und nicht durch körperliche und/oder seelische Alkoholabhängigkeit oder andere Trinkmotive zu erklären.
4. Das (postulierte) Konformitätsmotiv dürfte stammesgeschichtlich seinen Ursprung in Phasen der menschlichen Entwicklung haben, in denen der Mensch in Sippengruppen lebte. Daher dürfte das durch die Selektionsauswahl genetisch verankerte Konformitätsmotiv durch die Übereinstimmung mit den Sippennormen (also den Normen von überschaubaren, kleinen Gruppen) befriedigt werden. Dieses Konformitätsbedürfnis kann daher auch beim heutigen Menschen durch die Konformität mit den Normen einer Kleingruppe befriedigt werden (also z. B. einer Selbsthilfegruppe).
5. Vor dem Hintergrund der vorgenannten Thesen ist plausibel, dass die Verhaltensorientierung an den informellen Normen einer Gruppe alkoholabstinent lebender Personen und des hierdurch befriedigten Konformitätsmotivs in der Regel von ausschlaggebender Bedeutung für die Beibehaltung der Abstinenz ist. Durch die Mitgliedschaft in einer Selbsthilfegruppe entfällt der vom intrinsischen Konformitätsmotivs ausgehende z.T. unterschwellige Druck zur Wiederaufnahme des Alkoholkonsums, um sich so konform mit der Alkohol konsumierenden sozialen Umwelt zu verhalten. Dies gilt allerdings nur dann, wenn eine entsprechende (Selbsthilfe-) Gruppe zur Referenzgruppe geworden ist und insoweit emotional die Sippe der Urzeit ersetzen kann.

8 Literatur

- Brandt, H. & Köhler, B. (1972). Norm und Konformität. In C. F. Graumann (Hrsg.). Handbuch der Psychologie, Bd. 7 Sozialpsychologie, 2. Halbband. Göttingen: Hogrefe
- Dawkins, Richard (1994). Das egoistische Gen (erg. und überarb. Neuaufl.). Heidelberg (u. a.): Spektrum Akademischer Verlag GmbH.
- Eibl-Eibesfeldt, I. (1980). Grundriß der vergleichenden Verhaltensforschung - Ethologie (6., überarb. u. erw. Aufl.). München: Piper & Co. Verlag.
- Eibl-Eibesfeldt; I. (1988). Der Mensch das riskierte Wesen. München: Piper.
- Eibl-Eibesfeldt; I (2001). Elementare Interaktionsstrategien: Ergebnisse ethologischer Universalienforschung. In F. Haft, H. Hof & S. Wesche (Hrsg.) Interdisziplinäre Studien zu Recht und Staat 19, Bausteine zu einer Verhaltenstheorie des Rechts. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- Grammer, K. (1988). Biologische Grundlagen des Sozialverhaltens. Darmstadt: Wiss. Buchges.
- Heckhausen, Heinz (1989). Motivation und Handeln (2., überarb. u. ergänz. Aufl.). Berlin u. a.: Springer-Verlag.
- Herkner, W. (2001). Lehrbuch Sozialpsychologie (2., unveränd. Aufl.). Bern u. a.: Verlag Hans Huber.
- Immelmann, K.; Scherer, K.R.; Vogel, C. & Schmooch, P. (1988). Psychobiologie: Grundlagen des Verhaltens. Stuttgart, New York: Fischer; Weinheim, München: Psychologie Verlags

Union.

McFarland, D. (1989). *Biologie des Verhaltens: Evolution, Physiologie, Psychobiologie*. Weinheim: VCH Verlagsgesellschaft mbH.

Peuckert, R. (1975). *Konformität: Erscheinungsformen - Ursachen - Wirkungen*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag

Voland, E. (1993). *Grundriß der Soziobiologie*. Stuttgart, Jena: Gustav Fischer Verlag.

Zimmer, D.E. (1979). *Unsere erste Natur: die biologischen Ursprünge menschlichen Verhaltens*. München: Kösel.